



Ich bin ein Platzhalter für eine Bildunterschrift

Interview

Katharina Döbler / Claudia Marquardt

Claudia Marquardt: In dem Roman »Dein ist das Reich« schildert die Ich-Erzählerin die Lebenswege ihrer Großeltern, die im Dienst der Mission in die deutsche Kolonie »Kaiser-Wilhelmsland«, Neuguinea, gingen. Wie autobiographisch ist dieser Stoff, und was hat dich dazu bewegt, diese Geschichte nun zu erzählen?

Katharina Döbler: Tatsächlich sind meine Eltern beide in Neuguinea geboren, und meine Großeltern arbeiteten dort für die Mission – der eine Großvater als Plantagenverwalter, der andere als ein sogenannter »Pioniermissionar«. Die Ehefrauen arbeiteten natürlich mit. Meine Großmütter erzählten davon – und für meine Eltern war dieses Neuguinea das verlorene Paradies ihrer Kindheit. Es gab da immer diese etwas unklaren Geschichten, die in der Familie kursierten. Sie waren widersprüchlich, exotisch, manche ziemlich schaurig, und sie endeten alle mit dem Krieg. Für mich waren sie zunächst völlig unreal, wie Märchen. Als ich schließlich zu verstehen begann, wo dieses Neuguinea lag und wie diese Familiensagen mit dem Kolonialismus zusammenhingen, wollte ich damit nichts mehr zu tun haben. Ich habe mich von meiner Familie getrennt, zeitweise auch physisch. Aber irgend-

wann verstand ich, dass das eben mein Erbe war, auch wenn es mir nicht gefiel. Und dass ich es erforschen musste.

Inwiefern lebt eine solche Familiengeschichte in den nachfolgenden Generationen weiter, wie sehr sind diese davon geprägt?

Was mich vielleicht am stärksten geprägt hat, war diese Fixierung auf die Vergangenheit: Nichts war so schön, so schrecklich, so voller Wunder und Elend wie diese Zeit in Neuguinea. Wir reden hier von einer Zeit, die zwei Kriege umspannte.

Und meine Eltern kamen als gerade schulpflichtige Kinder nach Deutschland – aus sehr übersichtlichen, sehr abgelegenen Tropendörfern in ein unbekanntes, kaltes Land, in dem die Nazis marschierten. Vor allem für meine Mutter war es furchtbar, sie war in Holländisch-Neuguinea aufgewachsen und konnte nicht einmal Deutsch. Noch dazu kam sie mit ihrem kleinen Bruder in ein Heim. Meine Großeltern reisten zurück nach Neuguinea und taten dort das, was sie für Gottes Werk hielten. Und dann kam der Krieg. Meine Eltern waren erwachsen, bis sie ihre Eltern wiedersahen – die überlebenden jedenfalls. Aber irgendwie schafften sie es nicht so richtig bis in die Gegenwart. Ich hatte immer das Gefühl, meine Eltern seien nie ganz anwesend in unserem gemeinsamen Leben. Ich bin also mit seltsam abwesenden, aber ziemlich interessanten Eltern aufgewachsen.

Wie bist du beim Schreiben des Romans vorgegangen, wie hast du die Lücken in den Familienerzählungen gefüllt, die es vermutlich gab?

Familienüberlieferungen bestehen ja immer zum größten Teil aus Leerstellen, und wenn man genau hinschaut, sind das die eigentlich spannenden Stellen. Die interessantesten

Ereignisse, auf die ich bei meinen Recherchen gestoßen bin, wurden in der Familie nicht überliefert – oder nur in einer sehr fragmentarischen Version, die das eigentliche Ereignis unterhaltsam verhüllte. Ich habe sehr viel Material gefunden, ziemlich überraschendes sogar, aber letztlich, damit eine Geschichte daraus werden konnte, musste ich meine Großeltern als Romanfiguren erschaffen. Es gab einfach zu viel, das ich nicht wissen konnte. Und außerdem: Biografien sind, das habe ich bei den ersten, non-fiktionalen Entwürfen gemerkt, eigentlich immer eine Anmaßung.

War es schwierig für dich, deine Großeltern als fiktionale Figuren zu entwickeln? Wie ist es dir gelungen, dich in diese Menschen, die du als Kind erlebt hast, hineinzuversetzen, Zugriff auf ihre Gedankenwelt, ihr Weltbild zu bekommen?

Ihre Gedankenwelt kannte ich: Sehr christlich, sehr rigide. Voller Tabus. Und ich hatte sehr klare Erinnerungen an die drei, die noch lebten, als ich ein Kind war. Am stärksten war ich mit meiner Großmutter mütterlicherseits verbunden – und gerade sie war die wichtigste Inspiration zu diesem Buch: Ich wollte verstehen, was ihre Geschichten bedeutet haben, historisch, aber auch für sie selbst. Manchmal fühlte es sich fast an wie ein Sakrileg, sie, die der sichere Anker meiner Kinderwelt gewesen war, als eine junge Frau zu erfinden, die sich in einen charmanten Abenteurer verliebt – wenn auch einen christlichen. Ich wollte ihnen allen gerecht werden, aber diesen absurden Anspruch habe ich irgendwann aufgegeben. Ich kannte ihr Inneres nicht. Die irritierendste Erfahrung aber war, dass ich mich in ihnen wiedererkannt habe, und zwar in allen. Das war manchmal nicht angenehm, machte es aber leichter, sie zu schreiben. So etwas ist ein faszinierender Prozess – eine projizierende Selbsterkenntnis, vielleicht.

*Der Roman erzählt das Geschehen sehr nah an den Figuren-
lang, man schaut den Protagonisten unmittelbar beim Denken
und Fühlen zu. Diese Wirkung erzielst du durch verschiedene
Formen der Figurenrede, aber auch durch die spezifische Art und
Weise, wie die Menschen in deinem Roman sich ausdrücken. Das
muss eine ziemliche Herausforderung für dich als Nachgeborene
gewesen sein, oder?*

Einerseits gar nicht, weil ich diese sprachliche Mimikry sehr
liebe. Ich spiele gern mit einem bestimmten Jargon. Ob je-
mand evangelikal oder linksintellektuell oder sozialpädago-
gisch redet – die Person beschreibt sich durch ihre Sprache
selbst, und es kann großen Spaß machen, sie ihr Denken un-
willentlich preisgeben zu lassen. Andererseits war es in die-
sem Fall oft heikel und manchmal auch richtig widerwärtig.
Ich kenne ja aus meiner Kindheit die speziellen Sprach- und
Denkmuster streng protestantischer Kreise besser, als mir
lieb ist. Und dazu kam für dieses Buch noch der selbstver-
ständliche Rassismus weißer Kolonisten vor hundert Jahren.
Ich musste, um sie darzustellen, natürlich ihre Sprache be-
nutzen, in der sich Herablassung und Dünkel ungeschminkt
ausdrückt, aber auch ihre Ahnungslosigkeit, die Grenzen
ihres Begreifens. Das war ein schwieriges Unternehmen, ein
Grenzgang. Es gibt Worte, die damals normal waren, heute
aber nur noch von weißen Suprematisten schlimmster Sorte
benutzt werden. Es gab übrigens heftige Debatten darüber,
was ich da schreiben kann und was nicht, vor allem mit mei-
ner Tochter.

*Welche Rolle spielte die deutsche Mission im Kolonialismus? In
welchem Verhältnis stehen Mission und Kolonialismus?*

Die christliche Mission verhält sich zum Kolonialismus ein
bisschen wie die gute alte europäische Sozialdemokratie zum

Kapitalismus, denke ich: Sie machte ihn erträglicher, sie war
Antipode und Helferin zugleich. Sie brachte es tatsächlich
fertig, den Kolonisierten ihre brutale Unterwerfung als ers-
ten Schritt zur Erlösung zu verkaufen.

Für die Einheimischen war vollkommen klar, dass die
Weißen mit ihren Gewehren und Kanonen stärker waren,
die hatten das ja vielfach unter Beweis gestellt. Und die Missi-
onare lieferten den theoretischen Überbau dazu: Die Überle-
genheit der Weißen sei die gottgewollte Ordnung, predigten
sie, und die papuanischen und melanesischen Kulturen seien
›schlecht‘, nicht nur minderwertig, sondern auch sündig,
teuflich. Bemerkenswert dabei ist, dass das magische Den-
ken der christlichen Missionare und das der Heiden, die sie
bekehren wollten, einander ganz ähnlich waren. Die Mission
versprach Abhilfe durch das Ritual der Taufe und die Hin-
wendung zu ihrem Gott und dessen Gesetzen. Also: Gehor-
sam, Arbeit, sexuelle Enthaltsamkeit, Einehe. Keine Tänze,
keine Kultgegenstände, keine Blutrache. Die Missionare
hielten sich ja für Boten des Friedens und des kulturellen
Fortschritts, dabei gab es in den Jahren meiner Großeltern
dort zwei Weltkriege. Die Mission kümmerte sich um ärztli-
che Versorgung, Impfungen zum Beispiel. Sie sorgte auch für
Bildung; sie verteidigte sogar, jedenfalls zum Teil, die Rechte
der Plantagenarbeiter gegenüber den Pflanzern. Meine Tan-
te sagt noch heute, dass die Papua ohne Missionare der Will-
kür und der Habsucht der Kolonialherren noch viel mehr
ausgeliefert gewesen wären.

*Was hatte es mit dem Kaiser-Wilhelmsland in der Deutschen Süd-
see auf sich?*

Das war nur ein kleiner Teil, nämlich der Nordosten des von
den Kolonialmächten aufgeteilten Neuguinea. Die deutsche
Kolonie insgesamt reichte über Bougainville bis nach Samoa.

Es war anfangs, also Mitte der 1880er Jahre, ein reines Geschäftsunternehmen, von Privatleuten gegründet. Diese Neuguinea-Compagnie hatte ihren ersten Sitz in Finschhafen, aber wegen der grassierenden Krankheiten wechselte sie nach Friedrich-Wilhelm-Hafen, heute Madang, und von dort schließlich auf die Insel Neupommern, heute New Britain. Von Seiten der Neuguineer ist überliefert, dass ein starker Zauber die Compagnie vertrieben hat. 1899 musste das Deutsche Kaiserreich der von Insolvenz bedrohten Firma die ganze Gegend sozusagen abkaufen, das heißt: Es übernahm die Hoheitsrechte und bezahlte dafür vier Millionen Mark. In den ersten Wochen des Ersten Weltkriegs wurde die Kolonie von australischen Truppen nahezu kampflos besetzt – und mit dem Versailler Vertrag war dann endgültig Schluss mit der deutschen Südsee. Der Osten Neuguineas wurde australisches Mandatsgebiet und ist seit 1975 ein unabhängiger Staat: Papua Niugini. Der ehemals holländische Westteil Neuguineas, in dem ein Teil meines Romans spielt, ist übrigens heute von Indonesien besetzt, die Unabhängigkeitsbestrebungen dort werden seit Jahrzehnten unterdrückt.

Die Bevölkerung Papua Neuguineas ist heute überwiegend christlich. Wie funktionierte die Missionierung dort?

Darauf gibt es zwei fundamental verschiedene Sichtweisen: Die der Einheimischen und die der Missionare selber. Aus der Sicht der Missionare war es ihre Aufgabe, die Papua aus Finsternis, Heidentum und kultureller Rückständigkeit zu erlösen. Und das taten sie mit der ganzen brutalen Effizienz der Selbstgerechten: Sie zwangen den Einheimischen ihre Normen auf, indem sie sie mit ihren Reichtümern lockten und ihnen zugleich den Himmel versprachen, im Rücken die Überlegenheit der weißen Waffen. Bezeichnenderweise war es die junge Generation der Neuguineer, die mit der Anwe-

senheit weißer Herren und Missionare aufgewachsen war, die sich zuerst dem Christentum zuwandte. Sie wollte die neuen Möglichkeiten, die sich da auftaten. Ich hätte die Geschichte gerne auch aus ihrer Perspektive erzählt, habe anfangs sogar eine Erzählfigur dafür entworfen, aber dann merkte ich schnell: Das geht nicht. Ich kann nicht eine Geschichte usurpieren, die mir nicht gehört. Das steht mir nicht zu. Das wäre eine neuerliche kolonialistische Aneignung gewesen. Ich habe nun einmal einen von meiner Welt geprägten Kopf, in dem sich meine Imagination abspielt – natürlich auch meine Kritik, aber es ist ein europäisch-christlicher Kopf, ob mir das passt oder nicht. Und dass die bekannten kulturkolonialistischen Beschreibungen von edlen Wilden und tapferen fortschrittlichen Unabhängigkeitskämpfern nichts als Projektionen sind, ist ja offensichtlich. Sie sind ein Versuch, die tatsächliche Fremdheit, die Eigenständigkeit der anderen auszulöschen. Ich wollte beides aber in meinem Buch stehen lassen, als etwas, das die Weißen nicht begreifen und –leider –nicht respektieren.



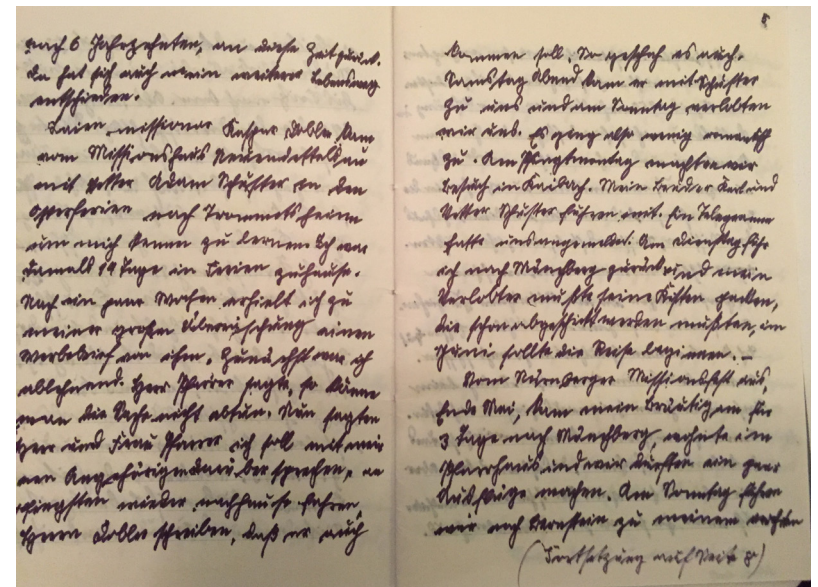
Ich bin ein Platzhalter für eine Bildunterschrift



Ich bin ein Platzhalter für eine Bildunterschrift



Ich bin ein Platzhalter für eine Bildunterschrift



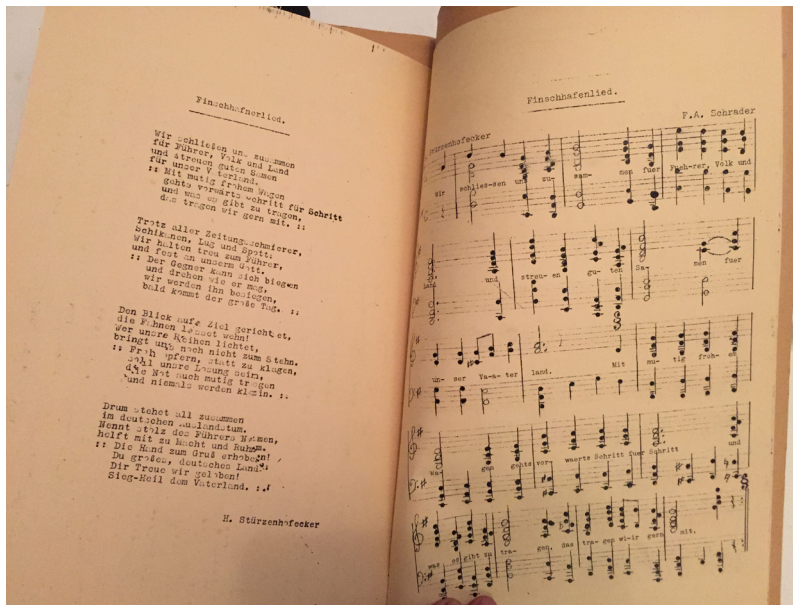
Ich bin ein Platzhalter für eine Bildunterschrift



Ich bin ein Platzhalter
für eine Bildunterschrift
für beide Bilder



Ich bin ein Platzhalter für eine Bildunterschrift für beide Bilder. Ich bin ein
Platzhalter für eine Bildunterschrift für beide Bilder





Ich bin ein
Platzhalter für eine
Bildunterschrift für
beide Bilder

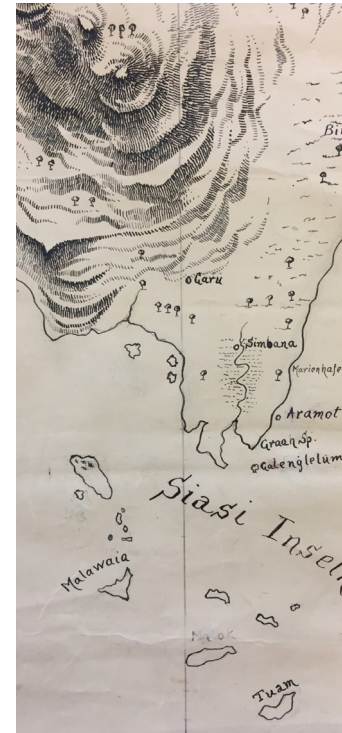


Ich bin ein
Platzhalter für eine
Bildunterschrift für
beide Bilder

Koprapreise. 1932 5/71
Normal ist etwa 15 £ die Tonne oder
rund M 200. —
Es war es im Januar 1932.
Im Januar 1934 waren es 8 £ = 105 M
Im Januar 1936 — — 15 £ = 200 M
Im Januar 1937 — — 23 £ = 300 M
Im Januar 1938 — — 13 £ = 169 M
Im Juli 1938 — — 11 £ = 143 M
Das ist fast minder der Tiefstand von 1934

Der Ertrag an Kopro ist im Jahr rund 500
Das ist ein Wert ¹⁹³⁸ fast von M 1500.
aufatt von M 100 000.
Bei einem Preis von 200 M wie 1936.
Also ein Verlust von rund 30 000 M

Ich bin ein
Platzhalter für eine
Bildunterschrift für
beide Bilder



Ich bin ein Platzhalter für eine
Bildunterschrift für beide Bilder



Ich bin ein Platzhalter für eine Bildunterschrift für beide Bilder



Nie wollte ich die Geschichte meiner Großeltern aufschreiben. Sie war so behaftet mit Unglück und Sehnsüchten, dass wir, die Nachgeborenen, nichts damit zu tun haben wollten. Sie standen auf der falschen Seite: Sie waren Kolonialisten, und zwar überzeugte.

Ich dagegen gehörte zu den Leuten, die Frantz Fanons antikoloniale Schriften lasen. Die versuchten, sich von Staatsreligion, Autoritarismus, überkommenen Moralvorstellungen und Rollenzuweisungen zu emanzipieren. Den Rassismus und die Prüderie der Missionare verorteten wir selbstverständlich im selben Feindesland wie den Nationalsozialismus. Wenn ich Freunden und Mitbewohnern erzählte, dass meine Eltern in Neuguinea geboren waren, hieß es erst: Oh, echt, wie spannend! Und was haben sie dort gemacht? Wenn ich dann antwortete, dass meine Großeltern für die Mission gearbeitet haben, erlosch das Interesse sofort. Missionare sind ein denkbar unattraktives Thema. Ein paar alte Missionare, deutsche Kolonien, ein unrühmliches Ende, wer wollte das schon wissen?

Irgendwann zu Beginn meiner journalistischen Arbeit fing ich aber an, nach den historischen Fakten hinter den familiären Überlieferungen zu fragen. Ich las also die seit Jahrzehnten in Kartons vor sich hin gilbenden Briefe und war vor allem: befremdet. Nicht, weil sie allzu intim gewesen wären, sondern weil sie so wenig preisgaben. Sie waren konventionell und gefühlsarm. Obwohl meine jungen Großeltern und kindlichen Eltern mehr als zehn Jahre lang durch zwei Ozeane voneinander getrennt waren – die Kinder im Heim oder bei Verwandten in Deutschland, die Eltern in Neuguinea – stand darin nie etwas von Sehnsucht. Um meine Familie verstehen zu können, musste ich die versteckten Gefühle finden – und die Tatsachen.

Ich begann diejenigen auszufragen, die noch lebten, versuchte, aus den uralten, glattgeschliffenen Anekdoten und

vagen Zusammenfassungen eine Wahrheit herauszufiltern. Aber der Haufen Fragmente, den ich da vor mir hatte, fügte sich zu keinem Ganzen.

Also begann ich, in Archiven nach den fehlenden Teilen unserer Geschichte zu forschen und historische Bücher zu lesen. Mit diesen Erkenntnissen konfrontierte ich dann meine Familie. Nun bekam ich andere Antworten: Ja, mein Großvater Sch. habe mit den Nazis sympathisiert. Nur sympathisiert. Er habe ja nicht wissen können, was in Deutschland so vor sich ging. Und Nein, an den Anschuldigungen, er habe eine intime Beziehung zu einer Neguineerin gehabt, sei nichts dran. Diese Andeutungen und Dementis bildeten wiederum den nächsten Ansatzpunkt für meine Grabungen. Das ging so über mehrere Jahre.

Nie werde ich den Tag vergessen, an dem ich, schon ziemlich müde, kurz vor Schließung des Archivs eine letzte Mappe mit marginalen Dokumenten aus der Nazizeit durchging. Und da las ich plötzlich, im Zusammenhang mit einer ganz anderen Angelegenheit, dass die Existenz des halbweißen Kindes von Missionar Sch. vor einigen Jahren viel Ärger verursacht habe. Nur ein Nebensatz. Alle anderen Spuren waren getilgt worden, von wem auch immer. Diese Entdeckung war wie eine Diagnose, die man eigentlich erwartet hat, aber nicht wahrhaben wollte. Dann bestätigte mir das Bundesarchiv auch noch einen weiteren Verdacht: Zwei meiner frommen Großeltern waren Mitglieder der NSDAP gewesen. Ich erfuhr von nationalsozialistischen Versammlungen im Dschungel von Neuguinea, sowohl in der holländischen Kolonie wie im australischen Mandatsgebiet.

Irgendwann lag es nahe, ein Buch daraus zu machen, so bizarr waren meine Funde – und so unbekannt ist die Kolonialgeschichte der Deutschen Südsee. Außerdem brauchte ich ein Ziel vor Augen, einen äußeren Antrieb, um mich weiter durch das Material zu wühlen. Also schob ich einen ange-

fangen den Roman beiseite und begann, eine literarische Form für meine Familiengeschichte zu suchen. Ich las die alten Briefe nochmals und füllte sie mit Gefühlen, mit Idealen, mit Intimität. So entstanden die Figuren des Romans, die schließlich meine Großeltern ersetzen.



Ich bin ein Platzhalter für eine Bildunterschrift